

Süddeutsche Zeitung

Süddeutsche Zeitung, 31.12.2014, Ausgabe München, Bayern, Deutschland, S. 3 / Ressort: Die Seite Drei

Spring

Die Spanische Hofreitschule in Wien könnte 2015 stolz ihr 450-jähriges Bestehen feiern. Gäbe es nicht diesen hässlichen Streit um das "Ballett der weißen Hengste"

Es ist sehr still in der Winterreitschule. Manchmal schnaubt ein Pferd, Sattelzeug knarzt, der Hufschlag der Pferde wird durch Sägemehl gedämpft. Die Zuschauer-Galerie ist noch leer. Sechs Bereiter ziehen mit ihren Lipizzanern in Empire-Uniformen, in Zweispitz und Reitfrack, in Hirschlederhose und Stulpenstiefeln, konzentriert ihre Kreise. Durch die hohen Fenster fällt fahles Morgenlicht. Es ist so kalt, dass die Fingerspitzen der Reiter auch in den Rehlederhandschuhen einfrieren. Ein Eleve quert den Weg mit einem Arm voller handgeschnittener Birkengerten.

"Ich liebe diese ersten zwei Stunden vom Training", sagt Oberbereiter Andreas Hausberger, "kein lautes Wort, keine Musik, kein künstliches Licht, volle Konzentration auf das Pferd."

So stellt man sich das als Laie vor, oder? Morgentraining in der legendären Spanischen Hofreitschule in Wien - ein Akt voller Professionalität und Innerlichkeit.

Vier Tage später, ein Samstagmorgen. Die hohen Fenster in dem barocken Saal sind verhängt, die Lüster gleißen in Hellviolett, eine sexy Stimme vom Band erinnert an die jahrhundertealte Tradition in der "schönsten Reithalle der Welt". Auf den Rängen drängen sich tausend Menschen; eine mehrköpfige Familie kann hier für eine etwa einstündige Vorführung schon mal ein paar Hundert Euro ausgeben. Ein sehr dicker Amerikaner, der nicht in seinen Sessel passt, meckert zehn Minuten lang laut darüber, dass sein Sitz zum Kotzen sei, sich aber niemand einen Dreck darum kümmere. Die Platzanweiserin ist mit Japanern beschäftigt, die auf dem Wechselgeld für ihre DVD's bestehen.

Dann die Vorstellung mit Walzer und Radetzky marsch, ein Pferd geht durch und stolpert, ein anderes mag in der Quadrille nicht in Reih und Glied gehen, zeitweilig gerät die Choreografie durcheinander, aber sonst ist alles sehr schön. Der dicke Amerikaner fotografiert, obwohl die Stimme aus dem Off das verboten hatte, die Platzanweiserin schüttelt strafend den Kopf. Wenn die Tiere ihr Gewicht auf die Hinterbeine verlagern oder Luftsprünge machen, juchzen Kinder laut auf.

"Das Gros der Touristen weiß nicht genau, was wir hier machen. Weiße Pferde laufen im Kreis, und es sieht hübsch aus", sagt Oberbereiter Hausberger. "Trotzdem haben sie, wenn sie die Winterreithalle verlassen, Kunst gesehen. Die hohe Schule der klassischen Reitkunst. Über Jahrhunderte bewahrt. Mündlich von Generation zu Generation weitergegeben."

Haben sie das wirklich? Oder waren sie Zeugen des Niedergangs einer Kulturinstitution, einer "Kulturschande"? Solche Worte fallen mittlerweile immer öfter. Manchmal sogar in der Hofreitschule selbst.

Die "Hohe Schule" - das ist Pferdedressur auf ihrem höchsten Schwierigkeitsgrad. Im Prinzip machen Dressurreiter, die für Olympische Spiele trainieren, das Gleiche. Was ein Pferd kann, was ein Reiter aus ihm herausholt, das verstehen Laien in etwa so wenig wie Nicht-Amerikaner die Regeln eines Baseballspiels. Pferdedressur sieht nur sehr viel spektakulärer aus.

In Wien wollen jedes Jahr mindestens 300 000 Menschen Piaffen und Pirouetten, Levaden und Kapriolen sehen. Dazu das Morgentraining, Quadrillen, Stallbesuche und Fohlenschauen, im Sommer auch die Präsentation von Stuten und Nachwuchs hinter einer Absperrung im Burggarten, und natürlich die Auslands-Tourneen der Lipizzaner oder das Gestüt in Piber in der Steiermark, wo die berühmten, ursprünglich aus Spanien stammenden Tiere gezüchtet werden.

Mehr Pferde, mehr Vorstellungen, zu geringe Einnahmen: Weil die Spanische Hofreitschule, die letztlich dem österreichischen Staat gehört, lange stark defizitär war, wird jetzt gegengesteuert. Zwei Bereiter-Teams statt einem, 110 Pferde statt 72, mehr als 75 Vorstellungen im Jahr, dazu Seminare in einem Trainingszentrum in Niederösterreich, die auch Sportreiter und Vereine buchen können. Die Säle am Michaelerplatz werden vermietet und in Piber kann man, wenn man Glück hat, sogar zuschauen, wie kleine, süße Lipizzaner-Fohlen auf die Welt kommen. Als Nächstes dürften Touristen wahrscheinlich in der Winterreithalle Kinder-Reiten an der Longe buchen, höhnen Kritiker.

Kunst oder Kommerz? Würde oder Werbegags? Er lebe, der Mythos der Spanischen Hofreitschule zu Wien - einst Kernstück höfisch-habsburgischer Selbstdarstellung, gegründet "zum Unterricht und zur Übung der adeligen Jugend sowie zur Ausbildung der Pferde für die Reitkunst und den Krieg". Einzigartig in seiner Perfektion sei das "Ballett der

weißen Hengste" auf der Welt und werde es bleiben. Das sagen die einen.

Der Mythos sei tot wie ein Pferdekadaver, sagen die anderen, degradiert zum vielfach gemolkenen Kernstück der österreichischen Tourismusindustrie wie grüner Veltliner, Sisi-Museum und Fiaker-Stadtrundfahrten zu 110 Euro. Die Spanische - das sei doch nur noch Zirkus, Lichtspektakel von André Heller und schlecht geputzte Stiefel, Dauerbetrieb statt Hingabe, das habe nichts mehr mit der hohen Schule der klassischen Reiterei zu tun, die künstlerisch einst so bedeutend gewesen sei wie Sängerknaben oder Philharmoniker.

Hinter den historischen Mauern des "Mekkas der Reitkunst" brodeln es. 2015 wird die Spanische Hofreitschule ihr 450-jähriges Bestehen feiern, die Plakate für die "Fête Impériale" in den heiligen Hallen sind schon gedruckt. Aber hinter ihr liegen Jahre voller Kritik und Intrigen; der neue Kurs, der mehr Geld in die leeren Kassen bringen und mit alten Privilegien aufräumen soll, bringt vor allem Puristen und Spezialisten ungeheuer auf. Dabei, das ist unbestreitbar, sind auch die enttäuschten Kritiker eigentlich Fans - nur eben der anderen, der alten Schule. Die soll bleiben, wie sie immer war. Soll sich der reinen Lehre widmen, der Zucht und der fast schon intim zu nennenden Beziehung zwischen Bereiter und Pferd.

Die Frau, die für den neuen Kurs steht, kann sehr vehement werden, wenn sie darüber spricht, dass die reine Lehre nicht weiterhilft bei leeren Kassen - und regelrecht spitz wird sie, wenn es um die Privilegien geht, die sie kurzerhand abgeschafft hat. Elisabeth Gürtler ist das, was man eine echte Society-Lady nennt, sie hat als Sacher-Chefin die Hotelkette geleitet und den Opernball organisiert, es gab und gibt keinen Event in Wien, auf dem sie nicht, in perfekter Föhnfrisur und bisweilen etwas exzentrisch geschmückt, zu den Lieblings-Prominenten der Szene gehört. Gürtler war auch lange eine gute Reiterin, aber vor allem versteht sie etwas von Geld. Deshalb wurde sie vor sieben Jahren an der Spitze des Managements der Hofreitschule installiert, um durchzugreifen.

Eine Frau in einem männerbündischen Betrieb, die feste und längere Arbeitszeiten einführt, Zulagen und Gehälter reduziert und von Ressourcen statt Respekt redet, das kam natürlich nicht sonderlich gut an. Es ist nämlich einerseits so, dass das Image der Spanischen Hofreitschule, von Erzherzog Karl II. als Zuchtbetrieb bei Triest gegründet, von Leopold I. nach Wien gebracht, von Karl VI. groß gemacht, in Österreich lange ganz großartig war. Die Angestellten fühlten sich wie kleine Könige im Dienste aller der Kaiser. Was sie - nicht nur in den Augen der pferdenarrischen Damenwelt - auch waren. Vormittags wurde dienstlich geritten, nachmittags im Nebenjob oder an der eigenen Reitschule. Das Grundgehalt war niedrig, aber mit Zulagen für Tourneen und Extra-Vorstellungen kam ein Oberbereiter in sehr guten Jahren schon mal auf 170 000 Euro Jahresgehalt.

Gürtler kann ausführlich darüber reden, dass die Stars zu Pferde früher auf Tourneen bis zu 6000 Euro pro Vorstellung bekommen hätten, "egal ob sie eine Nummer oder alle ritten". Und dass die Marke nicht genutzt wurde, die Immobilie auch nicht, sie kann über Merchandising reden und darüber, dass jetzt in guten Jahren eine schwarze Null in der Bilanz steht.

Ihre Kritiker hingegen sagen, Frau Diplomkauffrau Gürtler verstehe nichts vom Fach, manchmal stehe die Dame sogar in der Winterreithalle und maße sich an, den Bereitern zu sagen, was diese falsch machten. Sie sei, was die Klagen über Quantität statt Qualität angehe, so uneinsichtig wie eine "charmante Wand". Madame solle keinen "Circus Sachersani" betreiben, sondern bei ihrem Leisten, sprich im Hotel Sacher, bleiben. Gürtler wirkt nicht so, als beeindruckte sie all das sonderlich.

Der Machtkampf dauert bis heute an, auch wenn die Wogen mittlerweile nicht mehr ganz so hoch schlagen. Zwei Oberbereiter gingen oder wurden gegangen. Die Tatsache, dass seit sechs Jahren auch Frauen ausgebildet werden, hat zur hässlichen Bemerkung über "g"schissne Weiber" geführt. Tierschützer klagen, hier würden Pferde nicht artgerecht gehalten und schon gar nicht artgerecht trainiert.

In Österreichs Medien lief die Berichterstattung über das Unesco-Weltkulturerbe in der Wiener Hofburg zeitweilig nur noch unter der Rubrik Horrormeldungen: "Weiße Pferde, schwarze Zeiten" oder "Todesdrama an der Hofreitschule" - was sich sowohl auf den Selbstmord eines Mitarbeiters als auch auf den Tod eines Lipizzaners nach einer Zahnarztbehandlung bezog.

Es ist offensichtlich: Man schenkt sich nichts.

Draußen in der Hofreitschule weist nichts auf den Krieg jenseits der Mauern hin. Das Morgentraining ohne Publikum neigt sich dem Ende zu, in wenigen Minuten werden die Massen eingelassen. Am Rand der fast 300 Jahre alten Halle mit ihrer Kassettendecke und ihren korinthischen Säulen steht Christopher Egger und beobachtet seine Kollegen kritisch. Besonders darauf ist man in Wien stolz: Die jungen Bereiter sollen von den Profis lernen, aber junge Pferde auch von erfahrenen Reitern, und erfahrene Pferde sollen junge Reiter anleiten. "Professoren" nennen sie jene Pferde in der Hofreitschule, die mehr wissen und können als die Männer, die auf ihnen sitzen; das ist fast schon esoterisch, aber auch das gehört zur Tradition.

Egger ist seit 2012 Bereiteranwärter, womit er erst in der Mitte seiner jahrelangen Ausbildung steht: Nach vier Jahren Stallarbeit und Pferdepflege schließen die reiterisch Untalantierteren ihr Eleven-Dasein als

Pferdewirtschaftsfacharbeiter ab. Wer sich als begabt erweist, darf als Anwärter weitermachen und bekommt, neben ausgebildeten Hengsten, die er im Training und bei Vorführungen reitet, auch einen Junghengst zur Ausbildung übertragen.

Das alles kann dauern: Bis sich einer "Bereiter" nennen darf, vergehen bis zu zwölf Jahre; in dieser Zeit haben frühere Mitschüler, die profanere Lebenswege einschlugen, schon zwei Ausbildungen gemacht oder ein Medizinstudium samt Praktischem Jahr hinter sich gebracht.

Folgt man Egger, ist er trotzdem ein Riesen-Glückspilz: Schließlich liegt im Postkasten seines Arbeitgebers täglich mindestens eine Bewerbung, fast alle sind übrigens von Mädchen. Kein Wunder, etwa 75 Prozent aller Reitsportler in Europa sind Mädchen und Frauen.

Seit 2008 werden in Wien theoretisch auch Frauen genommen, aber bei aller Begeisterung über diese Neuerung in der Öffentlichkeit hat sich das weibliche Geschlecht nicht wirklich durchgesetzt: Eine einzige Bereiteranwärterin gibt es in Wien, eine zweite hat das Handtuch geworfen und ist lieber Modell in New York geworden. Dazu schaufeln derzeit drei Mädchen Pferdewirtschaft, von denen bis dato nicht gesagt ist, ob sie eines Tages für würdig befunden werden, im "Mekka der Reitkunst" ihre eigene Kunst zu zeigen.

Egger aber hat geschafft, was bisher traditionell nur Männern vorbehalten war - und nur Hengsten vorbehalten ist: einen Job an der berühmtesten Reitschule der Welt zu ergattern. Die Belegschaft ist, was sonst, "überzeugt von der Philosophie der Reitschule". Hier hätten Tier und Reiter noch Zeit, sich zu entwickeln, hier könne man auch mal Fehler machen, die Tiere würden schonend behandelt. Hier werde, sagt der 18-jährige Azubi Johannes Pultor, "Beständigkeit" gelebt, und ein Arbeitsplatz auf Lebenszeit sei das auch.

Das klingt ein wenig eingeübt, Vorwärtsverteidigung, sozusagen. Früher mussten die Mitarbeiter der Hofreitschule ihren Freunden bisweilen erklären, dass das tatsächlich Arbeit ist, was sie da machen: Jeden Tag von sieben Uhr morgens bis zum Mittag reiten, nachmittags frei, am Wochenende bei ein, zwei Vorführungen auftreten und ab und zu auf Tournee gehen. Heute wird geschimpft, sie arbeiteten zu viel, und die Pferde auch.

Josef Offenmüller vom Freundeskreis der klassischen Wiener Reitkunst etwa sieht das große Erbe in Gefahr. Man habe das zuständige Landwirtschaftsministerium mehrmals darauf aufmerksam gemacht, dass die Qualität der Reiterei nachlasse und die Pferde nicht mehr gut ausgebildet seien - aber dort habe man kein Verständnis für die Bedürfnisse einer Kulturinstitution. "Die Staatsoper ist uns viele Millionen an Subventionen wert", protestiert Offenmüller, ein eleganter Herr mit akkurat gescheiteltem Haar, aber "die gesellschaftliche Dimension der Spanischen Hofreitschule findet keine Beachtung."

Derzeit gibt es neuen Ärger; die Bereiter müssen sich mit hässlichen Vorwürfen herumschlagen: Eine österreichische Pferde-Expertin, die in den Niederlanden ein Institut für "hippische Sportspsychologie und Equithérapie" betreibt, verbreitet, in Wien werde die im Dressursport verpönte "Rollkur" angewendet, sie hat für ihren Vorwurf auch Fotobeweise vorgelegt. Darauf sei zu sehen, wie "das Pferdemaul gewaltsam mit den Zügeln in Richtung Brust und Schulter gezogen wird, sodass sich das Pferd dabei fast in die Brust beißt".

Die Reaktionen im Internet überschlagen sich, von Pferdequälerei ist die Rede, es hagelt Protestbriefe und kritische Artikel in Fachzeitschriften. Die Grünen fordern eine unabhängige Untersuchungskommission. Elisabeth Gürtler sagt, sie würde theoretisch jeden feuern, der so etwas tue, aber an der Hofreitschule würden solche drastischen Methoden nicht angewandt. Es sekundiert, sehr selbstbewusst, Bereiter Rudolf Rostek: "Wir machen doch nicht unser Heiligtum, unsere Zukunft kaputt, indem wir Pferde schlecht behandeln."

Große Worte. Johann Riegler ist etwas vorsichtiger, wenngleich nicht kleinlaut. Rollkuren habe er nie gesehen, aber er sei auch lange nicht mehr an seinem früheren Arbeitsplatz gewesen. Zu deprimierend. Riegler hat sich, wenige Jahre vor seiner Pensionierung, als Oberbereiter freistellen lassen. Oder doch nicht so ganz freiwillig?

Er wäre kaputtgegangen, wenn er geblieben wäre, sagt er, "das war nicht mehr mein Weg, ich bin eher Anhänger der alten Schule." Was das bedeute? Klassische Reitkunst - das sei das "Durchgymnastizieren der Gesamtmuskulatur eines Pferdes", und eben gerade nicht, den Pferden "Kunststücke beizubringen, damit die Touristen klatschen".

Bei seinem alten Arbeitgeber können sie darin keinen Widerspruch erkennen, im Gegenteil. Rieglers Nachfolger, Oberbereiter Hausberger, sagt, es gebe sie immer noch, die "spirituellen Momente". Aber die Hofreitschule sei nun mal ein Teil von Wien. "Und diese Stadt lebt auch von Touristen - und von Klischees."

Die neue Chefin greift durch: mit längeren und festen Arbeitszeiten, gekürzten Gehältern und Zulagen

Fast täglich bewerben sich Mädchen um eine Ausbildung -

genommen wird fast keines

Ein ehemaliger Oberbereiter ist
deprimiert. Er will Reitkunst und
keine Kunststücke für Touristen

VON CATHRIN KAHLWEIT


Bildunterschrift: Der Stolz von Wien: Wer wie diese Herrn in der berühmtesten
Reitschule der Welt arbeiten will, muss nicht nur aufgenommen
werden, sondern sich mitunter zwölf Jahre ausbilden lassen.

Fotos: Spanische Hofreitschule

Quelle: Süddeutsche Zeitung, 31.12.2014, Ausgabe München, Bayern, Deutschland, S. 3
Ressort: Die Seite Drei
Dokumentnummer: A58932943

Dauerhafte Adresse des Dokuments: https://www.genios.de:443/document/SZ__A58932943

Alle Rechte vorbehalten: (c) Sueddeutscher Verlag GmbH, Muenchen

 © GBI-Genios Deutsche Wirtschaftsdatenbank GmbH